

eine Zeit erst das, was man Charakter nennt, und darum ist die unsere eine so charakterlose.

Die soziale Frage wird und kann nicht nur gelöst werden, sie muß es. So, wie jetzt, so ziellos, planlos, regellos kann es nicht weiter gehen. Dem immer weiter greifenden Zerlegungsprozeß muß ein Halt gesetzt werden. Vermag das die moderne Welt nicht, fehlt ihr die Kraft, sich aus sich selbst wiederzugebären, dann wird sie eben zu Grunde gehen, wie die antike Welt zu Grunde ging. Neue Völker werden dann auf den Plan der Geschichte treten und die alten von der Völkerbühne verbannen. Dem Volke aber, das sich zum Träger der sozialen Idee macht, wird für Jahrtausende die Zukunft gehören.

Die soziale Frage ist darum keineswegs eine Klassen- oder Kastenfrage, sie ist eine eminent nationale Frage. Nicht bloß deshalb, weil es widernational erscheint, daß der eine Teil eines Volkes vor Atrophie entartet, während den anderen die scheußlichste Hypertrophie zu selbstmörderischen Unzuchten treibt, nein, weil die Völker, die den großen sozialen Fragen der Zeit raslos und ohnmächtig gegenüber stehen, weiter kein Recht haben, zu existieren. Nur große, gewaltige Ideen erhalten die Völker, machen sie wachsen, sich ausbreiten, überwinden. Die mächtigste Idee aber ist heute die soziale. Wer ihr Banner entrollt, siegt.

Die Erkenntnis von alledem, was wir hier nur mit flüchtigen Strichen aus weiter Ferne anzudeuten vermochten, ist heute schon in weite Kreise gedrungen. Keiner bezweifelt länger die drängende Notwendigkeit einer Organisation. Wer wahrhaft Patriot, strebt diesem Ziele zu. Nur die Mittel und Wege sind's, über die die Meinungen sich entzweien. Vieleslei Richtungen sind da erkenntlich. Drei ragen hervor: Die der sozialen Utopie, die der sozialen Romantik und die der sozialen Reform.

Die Partei der sozialen Utopie ist die Sozialdemokratie; die der sozialen Romantik die so geheißen „christlich-soziale“; die der sozialen Reform jenes Häuflein wahrhaft nationaler Männer, denen das „Deutschland, Deutschland über alles“ nicht eine wahltagatorische Heßphrase, sondern tiefinnerstes Glaubensbekenntnis ist, die unbekümmert um die Tollheiten des Pöbels in Blouse, Glacéhandschuhen und Kutte still und treu den Pfad vorwärts wandeln, den ihnen die Botenschaft unseres erhabenen Monarchen gewiesen. Hermann Bahr.

Die Deutschen in Siebenbürgen.

(Schluß.)

Das veränderte Aussehen, welches die deutschen Einwanderer hier in Siebenbürgen dem Lande gaben, war bald auffallend. Wo bisher nur die Wildgans über die Haide geflogen und der Hirsch zur Tränke geeilt war, da erhoben sich Dörfer und Städte; wo bis dahin der Kumane das flüchtige Wild gejagt, da streute der Bauer goldene Körner in die Furchen des jungen Ackers. Die Handwerker halsen mit der Kunst des Handwerks dem deutschen Leben den Boden erobern, von dem die sicher treffenden Jäger das schweifende Wild vertilgten, es war eben ein Kulturleben ganz neuer Art dem Lande aufgegangen. Nicht am wenigsten zum Nutzen des Landes selbst. Denn aus den weiten Flächen, die bis dahin Salzsteine und Bärenfelle geboten hatten, bezog der König Bela, nach seiner eigenen, wenn auch vielleicht etwas übertriebenen Angabe, von den deutschen Ansiedlern in Siebenbürgen jährlich 15,000 Mark Silber Einnahmen. Vor allem aber, jetzt war die Grenze des ungarischen Reiches hier weiter hinausgeschoben und sicher geworden. Weiter hinausgeschoben, denn sie ging bis dahin höchstens bis zum Mieresch; die Sachsen verlegten sie bis an den Alt und sicherten sie. Wie sprechen von dieser Sicherung heute noch die uralten Türme und Kirchenburgen, die, wohin wir im alten Sachsenland, vor allen im „alten Land“, dann im Kosder Kapitel blicken, heute noch die Brust

zu erheben im Stande sind; wie spricht von dieser Sicherung insbesondere die Umschrift des alten sächsischen Siegels: *ad retinendam coronam* = zum Schutz der Krone!

Denn „zum Schutz der Krone“ und des Reiches sind die Sachsen hereingekommen worden, und sie haben diesen ihren Zweck erfüllt, sie haben dem Land ein Bürgertum gebracht, das ihm bis dahin fehlte, einen freien Bauernstand, den es so in ganz Ungarn nicht mehr gab, und wenn der Feind ins Land brechen wollte, haben sie ihn abgewehrt, wie tapfere Männer.

Der damaligen Zeit selbst schien diese neue Schöpfung hier fast wie ein Wunder. Darum erzählten sie sich von wunderbarer Herkunft dieser deutschen Scharen, die nicht den gewöhnlichen Weg gekommen sein sollten, sondern es wären — so glaubten sie — die Kinder, welche der Nattensänger von Hameln in die Berge gelockt, hier wunderbarer Weise wieder zu Tage getreten. Und so nachhaltig war der Eindruck dieser, in der That fast wunderbaren Besiedlung, daß nun erst Siebenbürgen in den Gesichtskreis des deutschen Volkes dauernd hineintritt, in dessen Dichtungen es damals zuerst genannt wird. Ja, die Einwanderung und die Arbeit unserer Väter hat dem neuen Vaterland nun auch den deutschen Namen gegeben. Transsilvania = das Land jenseits des Waldes genannt, nach seiner natürlichen Lage und Beschaffenheit, wird es nun benannt nach Menschenarbeit „Siebenbürgen“, „Siebenbürgen“; ob der Name herzuleiten ist von sieben Bezirken (die späteren sieben Stühle), in die von ältester Zeit her das Land geteilt wurde, oder von den Burgen, die deren Mittelpunkt bildeten oder aber von Sibiusburg, die zuerst an der Stelle sich erhoben haben soll, wo heute Hermannstadt steht — unter allen Umständen ist es ein Zeugnis deutschen Lebens, deutscher Arbeit.

Wie viele mögen es wohl gewesen sein, die ihre Heimat am Niederrhein verließen und ins ferne Waldland kamen? Man meint wohl leicht, wenn man ihre großen Thaten sieht, es müßten gar viele gewesen sein. Bestimmte Zahlen wissen wir keine. Aber wenn es erlaubt ist, aus späterer Zeit einen Rückschluß zu machen, so ist es der, daß niemals mehr gewesen sind als heutzutage. Wohl sind manche Dörfer später deutschem Leben in der Unbill der Zeiten verloren gegangen, aber alle Dörfer sind ursprünglich nicht gar groß gewesen, und wenn wir auch nicht schätzen können, wie viele die langen Kriege und bösen Seuchen vertilgt haben, so sind die Einwanderer doch etliche tausend Höfe stark gewesen. Und untüchtige Männer und Frauen sind es nicht gewesen, sonst hätten sie nimmer ein solches Gemeinwesen gründen können.

Der Grundzug derselben war die Freiheit aller und die Rechtsgleichheit. Niemand durfte über sie richten außer dem Richter, den sie sich wählten und dem König. Alle zusammen hatten das Land zu eigen erhalten; wer erbenlos starb, dessen Nachlaß fiel an die Gemeinde; sie teilte die Feldmark auf, sie ordnete das ganze Leben. Es war eine volle und ganze Lebensgemeinschaft, und die hat auch die kleinen Gemeinschaften stark gemacht, den Kampf des Lebens zu ertragen.

Daß es ein harter Kampf sein werde, das ahnten schon die Einwanderer. Darum stießen sie, als sie den Platz erreicht hatten, wo dann der Grund für Hermannstadt — wie die Sage berichtet: von Hermann aus Nürnberg — gelegt wurde, zwei Schwerter kreuzweis in den Boden und schwuren, dem Land und sich treu zu bleiben. Und zum ewigen Andenken wurden die gekreuzten Schwerter zum Wappen Hermannstadts angenommen.

Was der deutsche Stamm in Siebenbürgen weiterhin geleistet, davon redet die Geschichte, was uns ihn heut besonders wert macht, ist, daß er noch immer deutsch empfindet und denkt, daß er das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit seinen fernem Stammesgenossen nicht verloren hat.

So waren denn auch zu dem neuen Fest Deutsche aus allen Gauen herbeigeeilt und die großen nationalen Vereine

der Sachsen, bemühten sich nach Kräften in ihren Gärten das Gefühl zu erwecken, daß sie in der deutschen Heimat unter deutschen Brüdern seien. Die festlichen Veranstaltungen gingen aus von dem „Verein für Siebenbürgische Landeskunde“, dem „Landwirthschaftlichen Verein“, den Gesangsvereinen, der Turnerschaft und dem Gustav-Adolf-Verein, denn die Siebenbürger sind protestantisch und der Kampf um die Religion ist bei ihnen mit dem Kampf um Erhaltung ihrer nationalen Eigenart eng verbunden.

Manches treffliche Wort ist während dieser Tage gesprochen worden, welches wir uns versagen müssen hier wiederzugeben. Zum Schluß wollen wir noch eine Resümé anreihen, welches die „Deutsche Zeitung“ über die Festtage giebt: Das Wiener Blatt schreibt:

„Seit sieben Jahrhunderten stehen die Siebenbürger Sachsen wetter- und sturmest als äußerste Vorhut an den karpathischen Bergen, und wohl darf sie ein mächtiges Hochgefühl ergreifen, wenn sie jetzt bei der Feier ihres segensreichen Einzuges in die einstige Oede die Werke des Friedens betrachten, die sie aufgerichtet haben. Was haben ihre Ahnen nicht alles in diesen Jahrhunderten erlebt, erduldet, erstritten! Den wilden Petschenegen haben sie den Boden zollbreit abgerungen; den Mongolensturm sahen sie über Ungarn dahinfluten, bis er sich auf den Gefilden von Schlesien und an den Ufern der Leitha brach; die Türken drangen zahllose Male in ihr Land, zertraten die mühsame Aussaat emsigen Fleißes — und dazwischen waren die Sachsen nicht einen Augenblick lang deutscher Gesittung untreu; ja, während die ungarischen Könige Ferdinand und Johann Zapolya um die Krone stritten, und die Türken den Kampf schürten, sandten die Bürger von Hermannstadt und Kronstadt ihre Söhne an deutsche Universitäten, nahmen die neue Lehre mit Begeisterung auf und tauschten Grüße mit jenen großen Lehrern der deutschen Nation, mit Luther und Melancthon. Ein Wunder fürwahr ist es zu nennen, daß sie sich während jener Schicksalsstürme ungebeugt erhielten; dieses Wunder aber erklärt sich jedem Einsichtigen durch die segensreichen Wirkungen jener freien, festen Organisation, die sie vom Rheine herbrachten, durch das Recht der Selbstverwaltung und des Selbstgerichts, das sie seit altersher genossen. So wie der Angelsache überall hin seine freie Gemeinbeverfassung mitnimmt und, ungewohnt, sich von einer herrischen Bureaucratie regieren zu lassen, auch in der Ferne sich freie Staatswesen einrichtet, so brachten auch jene Ansiedler nach Siebenbürgen das kostbare Vorrecht der Autonomie, die ihnen jetzt gewaltsam entrisen werden soll. Sie aber wissen, weshalb sie sich so heldenmütig gegen solchen Einbruch in ihre freie Verfassung zur Wehre setzen. Ohne dieselbe würden sie in Atome zerrieben werden. Das ist das Unglück der Banater Schwaben, daß sie, unähnlich den Sachsen, ohne das Recht der Selbstverwaltung ins Land kamen und sofort den Staatsbeamten untergeordnet wurden. Wehrlos sind sie jetzt dem magyarischen Staate preisgegeben. Das oftmals gescholtene Mittelalter überragt darin lichtere Zeiten und überragt insbesondere das achtzehnte Jahrhundert mit seinem aufgeklärten Absolutismus, daß es die freie Selbstverwaltung der Korporationen, der Zünfte, der Städte, der Dorfgerichte, der Landschaft kannte. Zerschlagen und zertrümmert ist zwar jetzt der einstige Stolz der Sachsen, die Nationsuniversität, durch welche sich alle Söhne des Königsbodens selbst regierten; es walteten überall magyarische Obergespanne; aber die Grundlagen dieses Baus sind noch unerschüttert — und so lange die ehrfurchtgebietende Dorf-, Schul- und Kirchenverfassung der Siebenbürger Sachsen besteht, wird fremde Willkür vergeblich im achten Säkulum ihrer Geschichte zu zerstören suchen, was sieben Jahrhunderte gegründet und geschaffen.

Schon haben die Siebenbürger Sachsen die Feuerprobe abgelegt, daß sie auch unter den neuen, ungünstigen Verhältnissen unerschütterlich sind in ihrer Volkseinheit. Denn außer jener ehemaligen Zusammengehörigkeit in gemeinsamer Verwaltung

sind sie durch andere starke Bande geeint, und sie sind durch das erhebende Bewußtsein getragen, daß sie stets geistige Anregung und Nahrung erhalten von dem gemeinsamen Mutterchoße deutscher Bildung. Keinem deutschen Stamme in Österreich-Ungarn wird im neugeschaffenen Reiche so rege Sympathie zu teil, als ihnen, sie haben durch lange Kämpfe den Beweis geliefert, daß sie diese Teilnahme verdienen; die Deutschen Österreichs, welche bisher eine führende Rolle einnahmen und nun seit einem Jahrzehnt — was will diese kurze Spanne Zeit gegen die lange Kampfes- und Leidensgeschichte der Sachsen sagen? — die Bitternisse nationalen Ungemachs erdulden, müssen vielfach noch die Vorurteile zerstreuen, welche ihnen andere deutsche Stämme entgegenbringen. Es wird und soll in den nächsten Freudenfesten der Siebenbürger Sachsen nicht an stolzen Auserungen fehlen, welche ihrer ruhmreichen Vergangenheit entsprechen. In ihrer Geschichte fehlt es nicht an tapferen, kriegerischen Thaten; aber höher noch schmückt sie der Lorbeer edler Bildungsarbeit. Ihre Pfarrhäuser und ihre Schulen sind der Schatz, den sie durch Jahrhunderte stets gemehrt haben und der sich tausendfach nutzbringend erweist, indem ihnen von da die Führer und Lehrer ihres Volkes erstehen. Falsch aber sind die düsteren Prophezeiungen, die hie und da ertönen, als ob sich jene herrliche Insel deutscher Bildung nicht gegen die Wogen anstürmender Barbarei erhalten könne. Diese Mutlosigkeit ist den Sachsen fremd; sie fühlen sich in ihrer Heimat so sicher und fest als je in ihrer Geschichte, und deshalb wird dieses beginnende achte Jahrhundert eine glorreiche Fortsetzung der Kulturthaten sehen, die sie bisher vollbrachten; die Gegner aber werden endlich beschämt eingestehen müssen, daß sie vergeblich und zu ihrem Schaden angestürmt sind gegen dieses Bollwerk deutscher Bildung.

Das Journal L'Anti-Sémitique

brachte in einer älteren Nummer eine Besprechung über einen Aufsatz des „Temps“, in welchem ein gewisser Rabbiner Astruc Betrachtungen über die historischen Gründe des Antisemitismus angestellt hatte. Wir lassen von der Kritik des Anti-Sémitique das Wesentlichste folgen, weil einerseits manches darin beachtenswert erscheint, andererseits es unsern Lesern ein gewisses Interesse bieten dürfte, einen Einblick in die Anschauungen und die Kampfart der französischen Antisemiten zu gewinnen. Das Blatt sagt: „Wenn die Untersuchung erkennen läßt, daß der Verfasser die Geschichte durchforscht hat, so sucht er andererseits zum Übermaß zu beweisen, daß er nicht eine originelle Ursache, ja nicht einmal eine Entschuldigung für die Bewegungen gefunden hat, welche den Judenhaß zu einem Volkshaß gemacht haben.

Was die wirtschaftliche Seite der Frage betrifft, so wiederholt er zum hundertsten Mal die alte Behauptung, die Reichtümer der Juden hätten diesen Neider und Feinde zugezogen.

In Alexandria: Eifersucht der griechischen gegen die reicheren jüdischen Händler; soweit das Altertum.

In Frankreich: Habgier der Fürsten, der Könige oder deren geldbedürftigen Gläubiger; soweit das Mittelalter.

Gelegentlich spricht Herr Astruc von dem Groll der griechischen Philosophen, welche durch die mosaische Lehre sozusagen aus dem Wege geräumt worden seien und kommt endlich auf die religiöse Seite der Frage.

Hier behauptet er, daß die jüdische und die christliche Religion sich gegenseitig auf einander bezögen aber doch einander verleumdeten.

Um diesen Gegensatz zu erklären, stellt er den Hoffnungen der Armen und Geringeren, welche die christliche Lehre auf eine geistige Welt richtete, das Streben nach nationalem Leben und nach irdischen Erfolgen gegenüber, welche die jüdische Religion kennzeichneten.